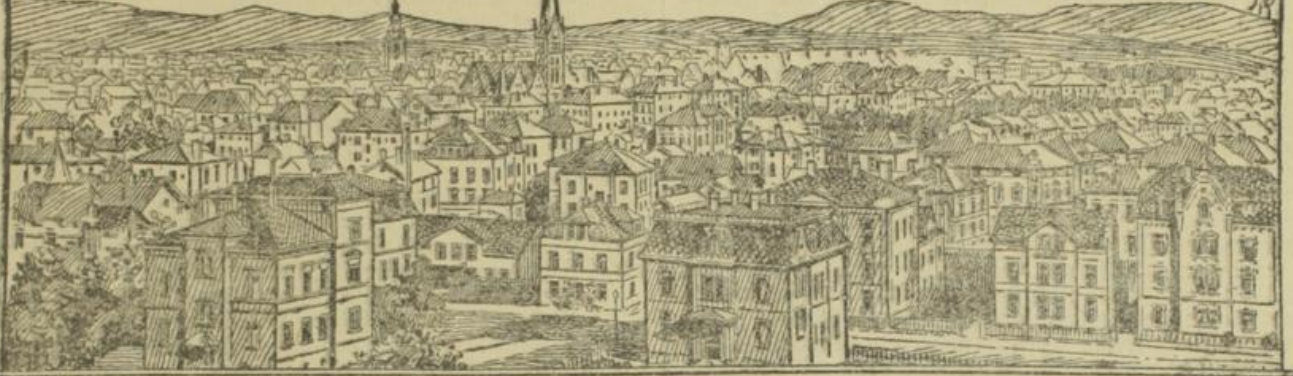


Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die hundert Tage.

Roman aus dem Jahre 1815 von M. von Witten.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Am Nachmittag schlenderten Ulrich und Otto durch die Anlagen, um miteinander in aller Stille noch einmal das große Ereignis der Einnahme von Paris zu durchleben. Plötzlich trat aus einem der dichten Buschwerke eine schlanke, leicht verschleierte Dame. In reinstem Deutsch bat sie, vor allem gegen Otto gewandt, um Schutz für sich und ihre erblindete, halb gelähmte Mutter. Sie sei in dem Schloßchen erzogen, ihre Mutter habe sie besucht — da sei die Kunde von dem Anrücken der Feinde gekommen — alles habe die Flucht ergriffen. Sie aber habe ihre Mutter nicht verlassen wollen, habe sie jedoch auch nicht weiter als bis zu diesem Gebüsch zu bringen vermocht. Eine rührende Anschild, eine bestridende Anmut hatte über dem jungen Geschöpf gelegen, von dessen Haupte — war es nun durch Absicht oder Zufall geschehen — der Schleier langsam herabgeglitten war. Ottos Blicke hatten wie gebannt an dem Fräulein gehangen. Mit fliegenden Worten versicherte er sie seines Schutzes, und im nächsten Augenblick schon sah er sich von ihr in das Buschwerk gezogen, in dem sie die Mutter geborgen. Bald darauf waren sie wieder herausgetreten: die bei aller Ehrwürdigkeit rührende Gestalt einer Matrone, die der schwermütige Schimmer verbläster Schönheit und noch nicht verwundenen Leides unspielte, inmitten der beiden jugendlich kraftvollen Gestalten — von ihren Armen mehr getragen als geführt.

Eine Stunde später hatte Otto die beiden Damen nach Paris hineingeleitet, wo Frau von Cure eine schloßartige Villa besaß. Und fast sahien es, als solle Toskas holdselige Erscheinung wieder so plötzlich aus Ottos Leben verschwinden, wie sie darin aufgetaucht. Denn schon tags darauf zog die Armee der Verbündeten gegen Fontainebleau — Napoleon wurde zur Abdankung gezwungen — König Ludwig XVIII. lehnte auf den Thron seiner Väter zurück. Toska aber war mit ihrer Mutter aus Paris, zum mindesten aus ihrem Schloßchen verschwunden. Alle Nachforschungen Ottos blieben vergebens. Und am Osterfeiertage brach die gesamte Armee von Paris auf, um bis zum Abschlusse eines endgültigen Friedens Kantontierungen im Norden und Osten des Landes zu beziehen. Dann wurde der Pariser Friede verkündet — Frankreich, das seine Grenzen von 1792 wieder erhielt, wurde geräumt. Aber die anstößenden Gebiete, die Länder an der Maas und Mosel, die Länder am Rhein, die sollten von den verbündeten Heeren besetzt bleiben, bis sich die Fürsten auf einem in Wien tagenden Kongreß über ihr Schicksal geeinigt haben würden, und die brandenburgischen Alanen wurden schließlich dazu bestimmt, im Großherzogtum Luxemburg Quartier zu beziehen.

Da, auf dem Marsch nach der Mosel, zwischen Bättich und Namur, da war es, wo Toska von Cure wieder vor Ottos

Augen trat. Eines Nachmittags, als das Regiment das Städtchen durchzog, wo es die Nacht verbleiben sollte, da hatte an dem halbgeöffneten Fenster eines alten behäbigen Gasthauses eine junge Dame gestanden — Toska war es gewesen. Und Otto hatte sie erkannt. Ein jähes Erröten, ein süßes Erschrecken, ein Grüßen, hinüber — herüber. Eine Stunde später, nach endlich beendigtem Dienst, hatte er sich wieder mit dem Freunde, der sich nur mit Widerstreben dazu entschlossen, auf dem Wege nach jenem Gasthause befunden. Trotz der vorgerückten Zeit waren sie von Frau und Fräulein von Cure empfangen worden.

Eine wundersame Stunde war's gewesen. Ulrich fühlte noch jetzt den Zauber, der über ihr gelegen. Die alte blinde Frau im hochlehnten Armstuhl, die holdselige Tochter an ihrer Seite, — von dem weichen Kerzenlicht der alten venezianischen Wandleuchter umspielt, in das sich der sanfte Schimmer der hellen Ziminacht mischte. Süße Rosendüfte schwebten durch die halb geöffneten Fenster herein — eine Nachtigall schluchzte. Erlebnisse — Vergangene wurden wie durch Zaubersformel lebendig, — immer weiter öffneten sich die Herzen den zuströmenden Gefühlen. Ein fragend hingeworrenes Wort der Matrone lenkte die Unterhaltung auf den Zusammenbruch in Rußland, in dem sie glaubte, den Gatten verloren zu haben. Funken springen mit magischen Schwingkraft von Seele zu Seele — Ottos Junge wird be-redet. Mit immer beflügelteren Worten erzählt er, wie die Brandenburgischen Alanen, die ja der Reservekavallerie unter Murat zugeteilt, oft unter den Augen Napoleons, in nächster Nähe seiner Gardes, im Feuer gestanden. Mit kurzen Flammenworten rollt er die blutige Schlacht von Borodino, den Brand von Moskau — den schauerlichen Rückzug durch die Eisfelder Rußlands vor dem geistigen Auge seiner atemlos lauschenden Zuhörer auf. Und plötzlich kommt es wie eine Erleuchtung über ihn, daß sie in Wilna mit einem Oberst der alten Garde zufällig etwas näher bekannt geworden, der mit seinem kläglichen Häuflein wenige Stunden später von einem Trupp Kosaken umringt und gefangen genommen — und der den Namen Philipp von Cure getragen. Mit Tränen in den Augen erkannten Mutter und Tochter in ihm den Gatten und Vater. Noch in Wilna war er lebend gesehen worden! Neue Hoffnung lebte im Herzen der Matrone auf, den Heißgeliebten, schon als tot Betrauernten vielleicht doch noch einmal in die Arme zu schließen. Dem aber, der diese Hoffnung in ihr erweckt — freilich absichtslos und ohne sie eigentlich zu teilen, — wußte sie in ihren Dank dafür. Wie verklarter Abendsonnenschein breitete es sich über ihre milden, gramdurchfurchten Züge. Toskas empfangliche Seele aber flog über Abgründe und trennende Schrecken hinweg diesem jungen Preußen zu, der Seite an Seite mit ihrem angebeteten Vater gesochten, der ihr von ihm den letzten — letzten Gruß zu bringen schien. Und Ottos Seele flog jauchzend der ihren entgegen. Unzerreißbare Fäden wurden heimlich-unsichtbar gesponnen — Ulrich fühlte das nur zu wohl.

Als die beiden Freunde endlich von Mutter und Tochter

chieden, da nahm Otto die Erlaubnis mit, die Damen wieder auffuchen zu dürfen. Freilich nicht hier in Andenne. Hier hatten sie, von Genappe kommend, wohin sie vor der Umwälzung der Dinge aus Paris auf das Besitztum eines Bruders des Herrn von Cure geflüchtet waren, nur Station gemacht, um dann langsam weiter nach Aachen zu reifen. Dort, in nächster Nähe ihrer einzigen Schwester, wollte Frau von Cure bis auf weiteres ihren Wohnsitz aufschlagen. —

Aber der Abschiedsgruß, den Otto beim Ausbruch des Regiments in der Frühe des nächsten Morgens vom Fenster aus erhielt, sollte doch für lange Zeit wieder das letzte Lebenszeichen bleiben. Otto vermochte sich dienstlich nicht frei zu machen und wagte es nicht, um Urlaub auf so weite Entfernung bis nach Aachen zu bitten. Die Beobachtungen der französischen Festungen Thionville, Longwy und Sierd nahmen die Aufmerksamkeit des Ulanenregimentes voll in Anspruch. Dazu kam ein häufiger Quartierwechsel — und Ulrich seinerseits tat alles, um zur Hinauszögerung eines Wiedersehens beizutragen, in der stillen Hoffnung, dadurch das Bild des schönen Mädchens im Herzen des Freundes immer mehr verblasen zu machen. Schließlich aber, es war von dem Städtchen Schengen aus, hatte sich Otto entschlossen, an die Angebetete wenigstens zu schreiben und die Gründe seines Ausbleibens klarzulegen. Eine Antwort aber kam nicht. Ulrich, auf dem die heimliche Liebe des Freundes mit dumpfem Druck gelastet, begann aufzuatmen. Zu früh! Nach ein paar Wochen kamen kurze wortarme Zeilen. Toskas Mutter war einem wiederholten Schlaganfall erlegen. Otto war außer sich. Er erbat nun und erhielt auch ein paar Tage Urlaub, um zur Beerdigung nach Aachen zu fahren. Er brachte Toskas Einwilligung mit, in Zukunft um sie werben zu dürfen.

Aber noch immer schien Otto seinem heißersehnten Ziele nicht näher zu kommen. Toska hatte sich zu ihrem Onkel nach Genappe begeben, und auf all seine Briefe erhielt er entweder gar keine oder nur kurze, gequälte Antworten. Bis endlich Erdmüthe, die aus Königsberg eingetroffen war, dem heimlichen Drängen Ottos nachgab und Toska zu sich in ihr provisorisches Soldatenheim nach Schengen einlud. Selbst Ulrich hatte sich schließlich damit einverstanden erklärt in der vagen, selbst Erdmüthe verschwiegenen Hoffnung, daß in einem nahen täglichen Beisammensein den beiden jungen Leuten am ehesten die Augen über das große Wagnis einer Ehe miteinander aufgehen würde. Aber Ulrich hatte sich gründlich getäuscht. Als am letzten Tag des Februar das Regiment einem erneuten Quartierwechsel unterworfen wurde, da gab Fräulein von Cure dem Werben Ottos nach. Er erhielt ihr Jawort und die Zusicherung, daß sie ihm mit Erdmüthe in aller Kürze nach Bettensburg folgen werde, um dort ihre Ehe einsegnen zu lassen. —

Ulrichs tief gesenktes Haupt ruckte auf. Die Worte der Trauformel schlugen an sein Ohr. Eine siedende Angst schoß ihm zu Herzen. Ihm war, als müsse er aufspringen, dazwischen treten! — Tor, der er war! Was hatte er den beiden zu gebieten?! Da klang Ottos „Ja!“ fest und aufrichtig durch den Raum — dann Toskas weiches, heimlich vibrierendes und doch so ans Herz greifendes „Ja“. Es war geschehen! Mit einem dumpfen, mühsam unterdrückten Aechzlaut sank Ulrich wieder in sich zusammen.

Da fühlte er, wie Erdmüthe, die neben ihm saß, nach seiner Hand suchte, wie sie seine Rechte mit warmem, tröstendem Druck umschloß. Es tat ihm unbeschreiblich wohl. „Du! Du!“ winkte er mit den Augen ihr zu.

Orgellänge schwebten durch das Gotteshaus. „Was quälst du dich so?“ flüsterte sie, sich ein wenig zu ihm neigend. „Sie ist gut — ist ein vornehmer, edles Weichöpf!“

Er nickte. „Du hast recht. Aber gerade deshalb!“ Er nestelte an seinem roten Kragen. „Wenn es doch nur erst zu Ende wäre!“ Er hatte das Gefühl, als wankten die Mauern der kleinen Kirche, als drohten sie über ihn hinzufallen. — Endlich war es zu Ende.

Dicht hinter dem Brautpaar trat er mit Erdmüthe aus dem Portal.

„Daß uns gehen!“ bat er, dem Wagen abwinkend. Und lauter, als sei er verpflichtet, Umstehenden eine Erklärung zu geben, fügte er hinzu: „Der Weg ist nicht weit.“

Doch niemand hörte ihn. Das bemerkte er erst, als er die Worte gesprochen. Die Menge, die vorhin bei der Anfahrt das Kirchlein umstand, hatte sich verlaufen. Aber auf dem Plage staute sich ein Menschenandrang. Und der wuchs und wuchs, während Ulrich darauf hinblickte.

„Erdmüthe, komm“, sagte er dumpf, den Säbel festes fassend. Eine qualvolle Spannung lag auf seinem Gesicht.

An seinem Arme folgte sie festen Fußes seinen raschen Schritten. Mitten in die aufgeregte gestikulierende Menge hinein.

„Leute, was ist los?“

„Der Korse —! Dieser Tyrann —! Dieses Ungeheuer! Der...!“ schrie und fluchte es durcheinander. Drohend geballte Fäuste fuhren durch die Luft.

„Was ist mit ihm?“

„Er ist entwischt! Ausgekniffen von Elba!“

„Ah —!“ Ulrichs Körper straffte sich. Den Säbel an sich gedrückt, mit glutsprühenden Augen, wie zum Kampfe auf Leben und Tod bereit, stand er in der Menge.

Seine Ahnung also Wahrheit!

Und doch rief er gegen seines Herzens innerste Ueberzeugung:

„Leute, — Ammenmärchen! Weibergewäsch —!“

„Wahrheit, Herr Rittmeister! Wahrheit! Während des Gottesdienstes ist eine Staffette aus Remich von Herrn General Jürgasch eingetroffen“, scholl es zurück.

„Die wird euch gerade auf die Nase binden, was — —“

„Und gleich darauf fuhren Landleute in den Ausspan. Aus der Gegend von Longwy und Thionville her. Die brachten es mit. Lassen sich drauf hängen!“

Ulrich hörte schon nicht mehr. In stürmender Hast schritt er davon. Willig machten ihm die Leute Platz. Erdmüthe folgte. Er hatte sie ganz vergessen. — — —

Bald darauf stand Ulrich vor seinem Oberst, mit dem ihn ein mehr kameradschaftliches als dienstliches Verhältnis verband.

Die straffe, aufrechte Gestalt mit dem schneeweißen, kurzgeschorenen Haupthaar, dem sehnigen Antlitz, der braunen, edigen Stirn, unter der über einer kräftigen Nase und einem starken Schnurrbart die schmalen Augen scharf hervorblickten, schritt durch das kahle Zimmerchen, das als Wohnraum diente, in sichtlicher Erregung auf Ulrich zu und streckte ihm die Rechte entgegen.

„Haben Sie auch schon Wind bekommen? Natürlich! Wände haben Ohren!“

„So ist es also wirklich wahr?!“

„So wahr, wie wir beide hier voreinander stehen! Der Campbell, — statt ihn in Elba zu überwachen, — besuchte sein Liebchen in Livorno oder da herum. Da hat er sich ausgegiffet. Mit siebenhundert Mann. Unerhörte Kühnheit das! Verzweiflungstat!“

„Aber die englische Flotte —?“

„Hat nicht aufgepaßt! Segelt da im Mittelmeer herum und läßt den Korfen entkommen! Das ist doch zum — —“

„Weiß man, Herr Oberst, wohin er sich ausgegiffet?“

„Aber natürlich! Am 1. Mai ist er in Südfrankreich gelandet. Im Golf von St. Juan!“

Es wurde geklopft. Eine Ordnonanz trat ein. Herren vom Stabe wurden gemeldet. Ulrich Erlen nahm die Haden zusammen und verabschiedete sich. Unten auf der Straße, in der die Leute aufgeregter durcheinanderliefen, erwartete ihn Erdmüthe. Schweigend schritt sie neben ihm her. Sie hatte auf seinem Gesicht alles gelesen. Sie kannte ihn zu genau. Während am ganzen Körper jede Sehne gestrafft geblieben, war doch der qualvolle Ausdruck aus seinen Zügen verschwunden. Ein erlöstes Aufatmen, eine wehevoll-trochtige Entschlossenheit prägte sich nun darin aus.

So bogen sie wortlos, aber wie auf Verabredung in eine Nebengasse ein.

Endlich sagte Ulrich:

„Noch einmal ein Kampf auf Leben und Tod!“

„Du glaubst —?“

Er fuhr herum und blickte sie fast drohend an.

„Kannst du zweifeln?! — Solange er am Ruder steht, gibt es keinen Frieden. Wann es keinen geben. Hier gibt es für ihn wie für uns nur Sieg oder Untergang.“

Erdmüthe senkte fast beschämt das Haupt. Wie hatte nur der Schatten eines Zweifels sich in ihr Herz stellen wollen?! Daß hatten die verflorenen Jahre doch nur zu überzeugend bewiesen: Solange ein Napoleon Bonaparte auf dem Throne Frankreichs saß, gab es keine Freiheit der Nationen! Und wer das Joch nicht knechtisch tragen wollte, dem blieb keine andere Wahl als das Schwert! Aber in den vergangenen Kriegsjahren hatte das berauschende Bewußtsein, den heißgeliebten Mann in einem heiligen Kampf dahinzugeben, die Angst, ihn verlieren zu können, nicht aufkommen

lassen. Heut — eben in diesem Augenblick war diese Angst zum ersten Male an sie herangezittert. Und sie schalt sich darum kein.

Aber schon beim nächsten Herzschlag hob sie wieder stolz das Haupt. Wurde das Opfer, das ihr Frauenherz bringen sollte, deshalb etwa geringer, weil sie seine ganze schwebwuchtende Größe empfand? Es konnte darum doch nur an Wert gewinnen. Doch gleichviel! Wie dem auch sei! Die Stunde sollte sie gerüstet finden.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Kriegsortden und ihre Herstellung.

Von Dr. Albert Neuburger.

Fremdigen Herzens vernimmt man die Kunde von Ordensverleihungen an unsere braven Krieger. Aus der Zahl der Ordnen, die es gibt, kommen als Kriegsortdecorationen im gegenwärtigen Kriege allerdings nur verhältnismäßig wenige in Betracht, die sich aber wegen des besonderen Anlasses, aus dem sie verliehen werden, auch einer ganz besonderen Wertschätzung erfreuen. Am bekanntesten sind die Ordnen „Pour le Mérite“ und die mit ihm auf gleicher Stufe stehenden Decorationen verschiedener deutscher Bundesstaaten, sowie das Eiserne Kreuz. Es gibt wohl keinen Soldaten in der ganzen deutschen Armee, der, wenn er hinauszieht gegen den Feind, nicht im Stillen den Wunsch hegt, sich dieses Kreuz durch tapfere Taten zu verdienen! Aber auch hier heißt es: „Viele sind berufen, und nur wenige sind ausgewählt“. Nicht jeder findet Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und nur für ganz besonders hervorragende Taten wird diese so viel begehrte Auszeichnung verliehen!

Die Herstellung der Kriegsortden bildet ein besonderes, wenig bekanntes Gebiet unseres Kunstgewerbes und unserer Technik. Die Frage, wie sie entstehen, eröffnet uns einen Einblick in eine Reihe bemerkenswerter Kunstfertigkeiten und eigenartiger Techniken. Werfen wir also einen Blick in diese Werkstätten, aus denen jetzt die Kriegsortdecorationen hervorgehen, und sehen wir zunächst zu, wie die älteste von allen, der Orden „Pour le Mérite“, hergestellt wird. Dieser Orden wurde bereits im Jahre 1667 als Orden „Pour la générosité“ vom Prinzen Friedrich von Preußen gestiftet und von Friedrich dem Großen sofort nach seinem Regierungsantritt in den „Pour le Mérite“ umgewandelt, eine Bezeichnung, die in der damaligen französisierenden Zeitrichtung begründet ist. Vielfach hat man in diesen Tagen den Wunsch geäußert, daß der Orden bald eine deutsche Bezeichnung erhalten möge. Am 18. Januar 1810 wurde der Orden in einen Kriegsortorden umgewandelt, dem am 31. Mai 1842 eine Friedensklasse zugefügt wurde. In diesen Tagen interessiert uns natürlich nur die Kriegsortdecoration. Der Orden besteht aus einem goldenen, achtspeichigen Kreuz, dessen Felder blau emailliert sind. Der oberste Balken dieses Kreuzes trägt zur Erinnerung an den Stifter ein F mit der Krönungskrone, in den drei anderen Balken stehen die Worte „Pour le Mérite“. Die zwischen den Kreuzbalken befindlichen Winkel sind durch goldene Adler mit ausgebreiteten Flügeln ausgefüllt.

Wie entsteht nun diese Ordensdecoration? Die Art und Weise ihrer Herstellung ist eine ziemlich einfache. Aus einem entsprechend biden Goldblech werden die Formen des Kreuzes und der Adler mit einer feinen laublägeartigen Metallläge herausgesägt. Dann werden die einzelnen Teile, die Flügel der Adler usw. von kunstfertiger Hand ziselirt und gewunzt, so daß sie ihre endgültige Form erhalten. Auf den Balken des Kreuzes werden entsprechende Aushöhlungen für die zu emaillierenden Teile ausgehoben, in denen die Buchstaben als Erhöhungen stehen bleiben. Nun ist das Email aufzubringen. Das Email ist ein von Natur durchsichtiger Glasfluß, der durch Zusatz verschiedener Metalloxyde in den mannigfaltigsten Farben gefärbt werden kann. Dem zur Herstellung des Ordens Pour le Mérite dienenden Email wird, um die blaue Farbe zu erzeugen, Kobaltoxyd zugesetzt. Außerdem kommt noch etwas Zinnoxyd hinzu, das dem Glasfluß die Durchsichtigkeit nimmt. Um das Email auf die Ordensdecoration aufzubringen, wird das Verfahren des sogenannten „Gruben- oder Füllungs-Schmelzes“ angewendet. In die in der Goldplatte befindliche Höhlung wird das fein gepulverte und mit Wasser zu einem Brei angerührte Email sorgfältig eingetragen. Es bedarf großer Übung, um die Dicke des Breies richtig zu wählen und um das Eintragen sauber vorzunehmen, so daß eine in jeder Hinsicht tabellose Arbeit entsteht. Dann wird der Glasfluß zunächst bei gelindem Feuer, dann bei stärkerer Hitze eingeschmolzen. Auch hier sind weitgehende Erfahrungen nötig. In früheren Zeiten nahm das Schmelzen wohl auf offenen Kaminen oder vor dem Lötrohr vor, dann kamen besondere Emailieröfen auf, und neuerdings hat man für derartige Arbeiten sogar elektrische Öfen konstruiert, die eine genaue Regulierung der Hitze zulassen. Ist das Email eingebraunt, so wird der Orden zunächst mit Säure abgebeizt. Da man reines Gold wegen seiner zu großen Weichheit bekanntlich nicht verarbeiten kann, so enthält auch das zur Herstellung des Ordens verwendete stets etwas Kupfer. Das Kupfer nimmt in der Hitze des Emailierofens Sauerstoff auf und

bildet dann auf den Goldteilen Anlauffarben. Diese sind es, die mit Hilfe von verdünnten Säuren abgebeizt werden. Dann wird der Orden noch einmal nachgearbeitet und schließlich mit Ölse von Englisch-Rot und Poliertüchern poliert. Wird der Pour le Mérite mit Krone verliehen, so wird diese von vornherein mit ausgelegt oder besonders gearbeitet und dann mit Goldblat an den Orden angelötet. Findet die Verleihung mit Eichenlaub statt, so wird der Eichenkranz gleichfalls in der beschriebenen Weise in Gold ausgeführt und dann mit einem durch Zusatz von Kupferoxyd grün gefärbten Email grün überzogen.

In ähnlicher Weise entstehen die hohen Kriegsortden der übrigen deutschen Bundesstaaten, von denen hier nur der bayerische Militär-Max-Josephs-Orden erwähnt sei, der vom König Max Joseph I. am 1. Januar 1806 gestiftet wurde. Die Verleihung dieses Ordens kann unter eigenartigen Umständen erfolgen. Wer sich nämlich selbst für würdig genug hält, ihn zu besitzen, kann einen dahingehenden Antrag an das Ordenskapitel stellen, dem Belege und Beweise für das tapfere Verhalten oder die entscheidende Tat beizugeben sind. Das Ordenskapitel prüft diese Belege auf das sorgfältigste, und wenn es sich dahin entschieden hat, daß der Bewerber würdig genug sei, den Orden zu besitzen, so empfiehlt es der Krone die Verleihung. Das Ordenskreuz ist gleichfalls achtspeichig und trägt an den Ecken noch runde Goldkugeln. Es hat in der Mitte ein rundes Schild, das mit blauem Email ausgefüllt ist und in der Mitte den goldenen Namenszug des Stifters trägt. Die vier Balken des Kreuzes sind weiß emailliert. Auch hier geschieht die Anfertigung nach demselben Verfahren, wie wir es eben für den Orden Pour le Mérite beschrieben haben. Es sei nur erwähnt, daß das Email durch einen Zusatz von Zinnoxyd weiß gemacht wird.

Das Eisernes Kreuz blüht nunmehr auf eine Vergangenheit von etwas über hundert Jahren, genau von 101 Jahr zurück. Es wurde im Jahre 1813 von Friedrich Wilhelm III. auf Anregung des Geheimen Rabinettsrats Albrecht gestiftet. Den Orden entwarf der König selbst, kein Geringerer als Schinkel war es aber, der die Ausführung zugrunde liegende Zeichnung entwarf. Das Eisernes Kreuz kann einzig und allein durch große persönliche Tapferkeit erworben werden. Es ist wenig bekannt, daß von ihm drei Klassen verliehen werden, nämlich das Kreuz erster und zweiter Klasse, sowie das Großkreuz. Außerdem gab es in den Freiheitskriegen noch eine ganz besondere Art, die nur ein einziges Mal, und zwar an den Marschall Blücher, verliehen wurde, das sogenannte „Blücherkreuz“. Dies ist die Kreuzdecoration auf einem goldenen Stern. Das Eisernes Kreuz erster Klasse kann nur der erhalten, der das zweite bereits besitzt. Deshalb werden auch beide Auszeichnungen gleichzeitig getragen; das Kreuz zweiter Klasse am schwarz-weiß geränderten Band, das größere Kreuz erster Klasse ohne Band auf der linken Brust.

Die Herstellung des Eisernen Kreuzes geschah während der Freiheitskriege in der königlichen Eisengießerei zu Berlin, die sich ja damals besonders mit der Anfertigung von eisernem Kunstgutz beschäftigte und z. B. Neujahrskarten, Denkmünzen usw. herstellte, die sich durch hohe künstlerische Vollendung auszeichnen und heute als Seltenheiten sehr gesucht sind. Die Eisengießerei besteht nicht mehr, und deshalb werden die im gegenwärtigen Kriege zu verleihenden Kreuze von Privatfirmen angefertigt. Die General-Ordens-Kommission hat acht derartige Firmen mit der Herstellung des Kreuzes beauftragt. Die Herstellung des Kreuzes geschieht nach dem gewöhnlichen Verfahren des Gießens. Es werden zunächst aus Holz zwei Modelle hergestellt, von denen das eine der Vorderseite, das andere der glatten Rückseite entspricht, die ursprünglich als Vorderseite getragen werden sollte. Erst allmählich führte es sich ein, die vergierte Seite nach außen zu tragen. Diese Modelle aus Holz werden in Gußsand abgedrückt, und zwar so, daß in der einzelnen Form immer eine ganze Anzahl von Kreuzen gegossen werden können. In der einen Hälfte der Form werden die Vorderseiten, in der anderen die Rückseiten eingedrückt. Die beiden Formhälften werden dann vereinigt, wobei natürlich die beiden Hälften der einzelnen Kreuze genau aufeinander passen müssen. Dann wird das dünnflüssige Eisen eingegossen, das in der Form erstarrt. Nach dem Erstarren wird der Guß herausgenommen. Die noch zusammenhängenden Kreuze werden auseinandergefäht und schwarz lackiert. Dann werden die Ränder abgefeilt, um eine glatte Kante zu schaffen, an die der ausgestanzte silberne Rand mit Hilfe eines Wechloles angelötet wird. Stellen, die beim Löten gelitten haben, werden etwas nachlackiert, und damit ist das Eisernes Kreuz, der Stolz seines zukünftigen Besitzers, fertig!

Vermisches.

* Die neue Königin von Rumänien. Königin Marie von Rumänien ist eine würdige Nachfolgerin der (Schönheitsfreundigen) Königin Elisabeth, der Dichterin Carmen Sylva. Auch sie ist eine durchaus künstlerische Natur; aber ihre Neigung und Begabung liegen weniger auf dem Gebiet der Poesie als auf dem der bildenden Kunst. Zwar hat auch sie sich mit diesem Verständnis in das Volkstum und die reiche Vergangenheit Rumäniens versenkt und besitzt eine kostbare Sammlung alter Manuskripte, rumänischer Hüberhandschriften und wertvoller Bücher, aber noch mehr ist es die herrliche Volkskunst des

Landes, die sie zu neuem Leben erweckt hat, wie sie sich auch selbst als Kunstgewerkerin auszeichnete. Die Königin ist sehr geschickt im Entwerfen von kunstgewerblichen Mustern; sie hat ihr feines Verständnis für eine künstlerische Innendekoration in der Ausstattung ihrer eigenen Wohnung, des Trotoceni-Palastes zu Bukarest, wie des Königsschlusses in Straja bewiesen. Saal auf Saal wurde von ihr seiner bisheiligen Möbel und Tapeten entkleidet und nach ihren Angaben umgestaltet. So sind Räume von höchstem Geschmack und märchenhaften Prunk entstanden, denn die neue Königin ist ganz aufgegangen in der farbenfreudigen Lebendigkeit der rumänischen Volkskunst und liebt zugleich den harten stolzen Glanz des byzantinischen Stils, der in Rumänien so starke Spuren hinterlassen hat. Die Krönung dieses höchst persönlichen Kunstschaffens ist der goldene Saal des Trotoceni-Palastes, der die Pracht der byzantinischen Kaiserinnen Irene und Eudoxia wieder heraufbeschwört. Blaues Licht flutet von der hohen Kuppel in die leuchtenden Bogen dieser Halle, an deren Wänden die Lieblingsblume der Fürstin, die königliche Lilie, die sie in stets wiederkehrenden Ornamenten zum Grundton des ganzen Palast Schmuckes gemacht hat, Farbenorgien feiert. Sie hat all diese Blumenmuster selbst gezeichnet, die roten Blüten an den Wänden ihres Boudoirs, den Fries der blauen Lilien, die so zart in das ganz in Weiß gehaltene Empfangszimmer herniederbliden, und die leuchtende Fülle der weißen Lilien, die in die schweren kostbaren Stoffe der Wandbespannung des goldenen Saales eingestickt sind. In diesem Raum von ernster Hoheit und summerlächelnder Farbigkeit liebt es die neue Königin, zu träumen und zu sinnen, sie selbst gefällt in die schwere Schönheit eines byzantinischen Gewandes. Und wahrlich, sie ist ihrer Umgebung wert, denn sie ist selbst von einer hoheitsvollen Schönheit, die im ganzen Lande bewundert wird. Die andern Gemächer sind einfacher und behaglicher gehalten; aber sie alle verkünden den künstlerischen Sinn der Fürstin, die jedes Möbelstück selbst entworfen und alles an die rechte Stelle gesetzt hat. Und wie die Romantiker des Auffabaren, so liebt sie auch die Romantiker des Einfachen. In Sinaja empfängt sie bisweilen in ihrem lustigen „Nest“, einem hochliegenden entzückenden Bauernhaus.

* Eine monumentale Grabstätte für die Kriegsgesessenen in Wien. Der Stadtrat von Wien hat die Errichtung einer monumentalen Grabstätte für die österreichisch-ungarischen Kriegsgesessenen in Aussicht genommen. Sie soll auf dem Wiener Zentralfriedhof errichtet werden und ist als gemeinsame Grabstätte der gesessenen Helden des gegenwärtigen Krieges gedacht. Die Entwürfe zu der Grabstätte sollen durch Ausschreibung eines Wettbewerbes erlangt werden. Der betr. Antrag nimmt in Aussicht, daß das monumentale Heldengrab beim Rondo am Ende der Kapellenstraße des Zentralfriedhofes errichtet werde. Die Stätte soll ohne Unterschied der Nationalität und des Religionsbekenntnisses zur Beerdigung aller vaterländischen Krieger dienen, die vor dem Feinde geblieben oder ihren im Kampfe erlittenen Verletzungen erliegen sind und in Wien heimatsberedigt oder ansässig waren. Für die Beisetzung solcher Personen wird keinerlei Gebühr erhoben werden. Die Gemeinde übernimmt die Errichtung eines würdigen Grabdenkmals auf der Begräbnisstätte, die gärtnerische Ausschmückung und Erhaltung der Anlage, sowie die Kosten der bei den einzelnen Gräbern anzubringenden Gedenktafeln.

* So lan die Preußen! Dieser halb bewundernde, halb spöttisch gemeinte Ausruf war in der Zeit nach dem deutsch-französischen Kriege bis in die 80er Jahre hinein geflügeltes Wort im Vaterlande, und das soll auf einen tragikomischen Vorfall im Kriege selbst zurückzuführen gewesen sein. Bei den Gefechten um Orleans entspann sich um den Besitz des von den Franzosen gut verschützten Ortes Orbes ein würender Kampf. In der Richtung von Chevilly stürmten Truppen der 4. bayerischen Brigade, links von ihnen rückten Teile des preussischen Regiments vor und wurden von den Franzosen blutig empfangen. Ein preussischer Infanterist erhielt einen Schuß in das Bein und blieb, da die Seinen todesmutig vorgingen, heftig blutend an gefährdeter Stelle liegen. Nicht weit von ihm verband sich ein Bayer einen leichten Streifschuß, indem er willkommene Deckung hinter einem Baume fand. „Ach, Bruder Bayer, trag mich doch aus der Feuerlinie“, rief ihm der Preusse zu. Willfährig lud sich der gute Bayer den Bruder Preußen auf den Rücken und trug ihn sogar bis zum Verbandsplatz. In dem Lärm des Gefechts war er aber dessen gar nicht gewahr geworden, daß während dieser kameradschaftlichen Beistandung eine Kugel dem armen Preußen durch den Kopf fuhr und ihn rasch und schmerzlos getötet hatte. Am Verbandsplatz angekommen, lud der Bayer sanft seine Last ab und meldete sodann dem Stabsarzt, daß er einen verwundeten „Preuß“ mit einem Schuß ins Bein abgeliert habe. „Ja, was wollen's denn, Vierhuber.“ sagte der Stabsarzt, „der Mann ist ja längst tot, er hat ja einen Schuß quer durchs Gehirn!“ Erstaunt betrachtete jetzt erst der Bayer seinen preussischen Kameraden und sprach dann die geflügelten Worte: „Na ja, so lan die Preußen! Immer haben's das große Maul! Sagt mir der Preuß, er hätt' bloß einen Schuß ins Bein, und da wärs schon lange tot!“

* Die Böwen von Antwerpen. In einem Antwerpener Brief vom 7. Oktober liest man in der „Times“: „Heute früh

kam ich aus Neugierde in den wunderbaren Zoologischen Garten, und dort hatte ich einen der traurigsten Anblicke des Krieges — ein großes offenes Grab mit vier prächtigen Böwen, die eben erschossen und hineingelegt waren. Ein Tier darunter hat eine wahrhaft prächtige Mähne. Man hatte sie getötet, damit nicht etwa während des Bombardements ihre Käfige zerbröckel und sie dann frei werden könnten. Ich sprach den Mann, der mit einem Gewehr bewaffnet und auf dem Wege war, die anderen gefährlichen Fleischfresser zu töten, und ich sprach später mit dem Direktor des Zoologischen Gartens; beide waren von tiefer Trauer erfüllt, als sie von den Opfern erzählten. . . .“

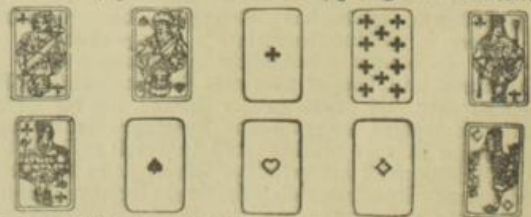
Büchertisch.

— Kriegszimmer 10 der „Illustrierten Zeitung“ (Verlag J. F. Weber, Leipzig). Die Nummer enthält neben der altmodentlichen Chronik der kriegerischen Ereignisse wieder eine Anzahl hochinteressanter und zeitgemäßer Aufsätze. Die Zusammengehörigkeit des deutschen Volkes und seiner Fürsten, von denen eine ganze Anzahl mit unseren Truppen in der Front Schulter an Schulter kämpft, behandelt Prof. Dr. R. Graf Du Roy in „Deutsch Fürsten im Felde“. Die Ursachen des von allen Seiten gegen Deutschland aufblühenden Dasses und Reides berührt uns der berühmte Jeneser Gelehrte Rudolf Eucken in dem Aufsatz „Deutschland und die Stimmung des Auslandes“ näher. Ferner seien genannt: „Die französischen Befestigungen an der deutsch-französischen Grenze“; „Die Kriegsvorführung Berlins mit Lebensmitteln“; „Das russische Völkergemisch“; „Moratorien im Auslande — kein Moratorium in Deutschland“ und ferner an feuilletonistischen Beiträgen u. a. „Fritz Müller, Was der Krieg zum Schweigen bringt“ und „Wib. Bappmann, In stiller Nacht“. — Das Bildmaterial, durch das sich die „Leipziger Illustrierte Zeitung“ auch in diesen Zeiten wieder aus der Menge unserer illustrierten Zeitschriften hervorhebt, ist auch in dieser Nummer wieder ebenso reichhaltig wie interessant. Aus der Fülle seien nur genannt: Ein doppelseitiges Bild, die Rückkehr des stegekrönten Unterseebootes „U. 9“ nach Wilhelmshaven darstellend, ferner ganzseitig, Abendtafel des Generalstabes und der Formation „Kommandierender General“ in St. Souplet; „Das Gefecht bei Boimville (28. August)“; „Die „Emden“ vor Madras“; „Die Dardanellenstraße“; „Erfahrung der Böwen von Krusanj durch österreichisch-ungarische Truppen“; eine lehrreiche bildliche Darstellung der Bevölkerung des russischen Reiches, Bilder von den verschiedenen Kriegsschauplätzen, aus den Lazaretten usw. Die ausgezeichneten Bilder sind sämtlich nach und von großer Unmittelbarkeit der Wirkung, da sie vielfach durch Spezialzeichner an Ort und Stelle aufgenommen sind. — Preis der Nummer 1 Mk., Vierteljahrsabonnement 8.50 Mark.

— Von der in Stuttgart erscheinenden Kriegszeitung „Der Völkerring“ (Verlag Julius Hoffmann) liegen jetzt die Hefte 5 und 6 vor. Ein überaus klärend wirkender Aufsatz „Deutschland und England“ aus der Feder des Grafen Monts eröffnet den ersten Abschnitt, der sich mit Englands innerer Lage und kriegerischer Rüstung befaßt. Auf ein Dokument von wirklich bleibendem geschichtlichem Wert in diesem Teil muß besonders hingewiesen werden: die Brandrede des früheren englischen Handelsministers Burns ist vollständig im Wortlaut wiedergegeben. Ein weiterer Aufsatz behandelt den „Kameradkrieg“, den das geschäftliche Albion gegen unser Wirtschaftsleben führt. Es folgen die Dokumente über das Eingreifen Japans und eine sehr reizvolle, fast möchte man sagen idyllische Schilderung der Vergewaltigung unserer Konsularbehörde in Tanager. Die ersten Kämpfe zur See und in den Kolonien schließen das Heft; die Mittelmeerfahrten unserer Kreuzer „Göben“ und „Breslau“ werden, wie die Schlachten-schilderungen in früheren Hefen, durch Berichte von Augenzeugen und Mittämplern lebendig veranschaulicht. Heft 6 wird vor allem unserem treuen Waffengefährten Oesterreich-Ungarn gerecht. Seit dem 3. Heft wird der Text durch gelegentlich eingefügte Bilder belebt.

Stat-Aufgabe.

Mittelhand jagt Grand an im Besitz folgender Karten:



Ist es möglich, das Spiel zu verlieren, wenn die Wenzel vertekelt ist? — Wie mühte alsdann gespielt werden?

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Witzrätsels in voriger Nummer! Nichts ist höher zu schätzen, als der Wert des Tages.